

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 6 (1964)

Artikel: Pest, Pocken und andere Seuchen
Autor: Meng, J.U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

barten reformierten Appenzellern um Hilfe. Sie erhielten jedoch keine Zusage, sondern zur Antwort, daß sie im Notfall zu ihnen hinauf kommen sollten.

Im Kriegsplan der Fünförtischen hieß es in Artikel 25: «An die Bündner beider Religionen ist nach früherer Übung das Gesuch zu stellen, sich neutral zu verhalten; um dieses zu erreichen, sollen der spanische Gesandte und der Abt von Disentis um ihre Mitwirkung ersucht werden.»

Vom Bündnerland her schien für die reformierten Orte kein Beistand zu erwarten; denn Graf Casati von Mailand hatte den evangelischen Bündnern schon mitteilen lassen, daß der Gubernator zu Mailand kraft eines Vertrages mit den katholischen Bündnern verpflichtet wäre, mit einem Heere ins Veltlin einzufallen.

Andererseits hatten der Landschreiber Gallati von Sargans und die Herren aus den V Orten die katholischen Bündner um Zuzug gebeten, daß, wenn es zum Bruch kommen würde, man vom Sarganserland her ins Glarnerland einfallen könnte.

In diesem Falle wären die Reformierten in Bündnen nicht untätig geblieben; denn es hieß: Sollten die papistischen Sarganser mit bündnerischer Hilfe wirklich ins alte Land Glarus einfallen, um «ihnen in das Nest zu sitzen», so wollten sie ihnen in den Rücken fallen und sie an der Tat verhindern. Es hieß, Zeugherr Zwicki von Glarus habe die Loszeichen (Meldezeichen bei Ausbruch von Feindseligkeiten) bis nach Bündnen schon eingerichtet und verabredet.

Die führenden Häupter des evangelischen Volksteiles in Graubünden hatten in einer Versammlung beschlossen, trotz eigener Gefahren den Reformierten in der Eidgenossenschaft getreuliche Hilfe zu leisten. Zu Maienfeld, Chur und andern Orten sollten die Evangelischen aufgemahnt werden. Gerichtsherr Hirzel, der sich zu ihnen begeben hatte, konnte ferner seiner Obrigkeit nach Zürich melden: «Die verlangenden Undrofficiers betreffend, seyen deren etliche, so 15 und 20 Jahr in Kriegsdiensten gewesen, zu Ihme Hr. Grichtsh. kommen, welche auf jeden Winck, gegen ehrlicher Besoldung sich zu Elgg einzufinden und dannmahlen fernerer Ordre nachzugehen anerbotten haben.»

Während man an allen Grenzen bis ins Bernerland hinein Wache stand

und es von den Fünförtischen hieß, daß man «offensive agieren, den feind mit Einem Nambhaften Haufen In das Land fallen, den Tantzplatz In seinem Eignen haus anstellen, Und in seiner Kuchel (Küche) Leben wolle»⁴⁾, kam die große Wende.

Durch Vermittlung der unbeteiligten reformierten und katholischen Orte kam in letzter Stunde ein von Bern entworfenes Vergleichsprojekt zur Beratung, das schließlich von sämtlichen Gesandten der XIII Orte sowie der zugewandten Orte mit unbedeutenden Abänderungen angenommen wurde. So kam endlich ein leidlicher Friede zustande.

Es hieß von Luzern, dem Vorort der Fünförtischen, daß man wegen einer einzigen katholischen Haushaltung auf Palfris, die ebenso gut nach Sargans zur Kirche gehen könne, den Frieden und wichtige andere Interessen der Katholiken nicht aufs Spiel setzen wolle. Es solle keinem Teil etwas genommen noch gegeben werden. Über grundlegende Fragen betreffend Gleichberechtigung der beiden Konfessionen, über gleiche Sätze und Gegenseitigkeit war nicht die Rede.

Um diese Ziele wurde nach weitem Reibereien und Streitfällen im Jahre 1712 auf dem Schlachtfeld von Villmergen gewaltig gerungen, wo Bern das fünförtische Heer besiegte und damit der alten Machtpolitik der Eidgenossenschaft seit dem Landfrieden von Kappel ein Ende setzte.

Anmerkungen

- ¹⁾ Die zeitgenössische Abschrift des undatierten Briefes befindet sich im Staatsarchiv Luzern; St.A.L. Akten Landvogtei Sargans Nr. 397.
- ²⁾ Staatsarchiv Zürich, B VIII 300 c, Akte Nr. 153 a und b. Schreiben an Ratssubstitut Lavater, Zürich.
- ³⁾ Ebenda, Akte Nr. 26. Bericht von Landvogt Johann Konrad Lavater aus Wädenswil.
- ⁴⁾ Eidg. Abschiede, Bd. 6, Abt. 2, S. 557 ff. Abschrift vom Original im Staatsarchiv Nidwalden.

Jakob Kuratli: Geschichte der Kirche von Wartau-Gretschins, Buchs SG 1950, S. 152–270, «Der Wartauerhandel von 1694/95».

Pest, Pocken und andere Seuchen

Von J. U. Meng

Im Kampf des Menschen mit der ihn umgebenden Außenwelt hat er zu allen Zeiten unter dem Verlauf und den Auswirkungen von ansteckenden Krankheiten, die als mörderische Epidemien periodisch auftraten und ganze Völker aufs tiefste erschütterten, gelitten.

Soweit Urkunden, Chroniken und andere Aufzeichnungen zurückreichen, berichten sie von Seuchen, die als wahre Volksgeißeln die Menschen plötzlich überfielen und zu Stadt und Land unzählige Opfer an Menschenleben forderten. Wenn auch, besonders nach dem Verebben solcher Seuchenzüge, versucht wurde, Mittel zu finden, künftigen Epidemien vorzubeugen und sie zu bekämpfen, so wurden die Menschen doch immer wieder von neuem von solchen überrascht. Die Mißerfolge in der Verhütung und Abwehr von Volksseuchen standen in direktem Verhältnis mit

dem Stand der medizinischen Wissenschaft, der ärztlichen Kunst, dem Fehlen tauglicher prophylaktischer Mittel, dem Mangel an Pflegepersonal, ungenügenden Wohn- und vielfach krankheitsfördernden Trinkwasserverhältnissen.

In den nachstehenden Ausführungen soll versucht werden, unter Zuhilfenahme zahlreicher, mannigfaltiger und einschlägiger Quellen ein Bild zu entwerfen vom Verlauf und den Folgen, die verschiedene Seuchenzüge im Gebiet unserer engeren Heimat zeitigten.

Schon die Bibel berichtet uns im Alten und Neuen Testament von den Aussätzigen, die ja, wie das Wort «aussätzen» deutlich zum Ausdruck bringt, erbarmungslos aus der Lebensgemeinschaft der Mitmenschen ausgestoßen und ihrem Schicksal überlassen wurden, um die Ansteckungsgefahr zu verhüten. Daß es zu späterer Zeit auch

in unserem Lande vom Aussatz befallene Menschen gab, beweisen die Vorkehrungen, welche man mit dem Bau und der Einrichtung von «Siechenhäusern» traf. Siech sein war kein Schimpf, sondern die Bezeichnung eines Krankheitszustandes und vor allem auf den Aussatz angewendet. Die Siechenhäuser, deren es im Lande herum viele gab, waren die Vorläufer unserer Krankenhäuser, die vor allem der Absonderung dienten. Aus den Urkunden der Stadt Maienfeld geht hervor, daß diese schon im Mittelalter über ein eigenes Siechenhaus verfügte, dessen Standort in der Lokalität St. Wolfgang, südwärts der Teilerrüfe unterhalb Jenins, liegt und heute noch die Benennung Siechengut trägt. Auch die Stadt Chur verfügte über ein Siechenhaus, das in unmittelbarer Nähe der Masanser Kirche sich befand.

*

Viel gefürchteter als Aussatz und Räude war das Schreckgespenst der Pest. Die Furcht vor den diversen Pestseuchen kommt heute noch in verschiedenen Redewendungen zum Ausdruck, z. B. man fürchtet etwas wie die Pest, ein Zustand ist pestialisch oder schwarz wie die Pest, es stinkt wie die Pest usf.

Während der verschiedenen Pestzeiten, die in unserm Lande nachweisbar schon anfangs des 14. Jahrhunderts schreckliche Volksschäden verursachten, traten die Seuchen in verschiedenen Formen und unterschiedlicher Heftigkeit auf. Trotz dieser Verschiedenheit im Krankheitsverlauf, der Begleiterscheinungen und Sterblichkeit wurden aber alle diese epidemischen Krankheiten als Pest bezeichnet.

Aus den Maienfelder Protokollen und aus Aufzeichnungen des Stadtpfarrers Bartholome Anhorn herrschte die Pest überm Rhein im Sarganserland mit großer Heftigkeit. Um die Verschleppung der Seuche nach Maienfeld herüber zu verhindern, wurden an allen Übergängen Wachen aufgestellt. Aber trotzdem verbreitete sich die Seuche auch auf dem Gebiet der Herrschaft und anderer Gemeinden. In Maienfeld raffte die Krankheit vom 11. August bis Weihnachten 1493 62 Personen jeglichen Alters hinweg. Im Laufe des folgenden Winters erlosch das schreckliche Gespenst und trat dann im Frühjahr 1507 in unverminderter Heftigkeit wieder auf. Von Pfingsten desselben Jahres bis Lichtmeß 1508

starben in Maienfeld allein 300 Personen. Eine neue, schreckliche Pestwelle ergoß sich in den Jahren 1594/95 über unser Land. Nach Anhorn reichte der Friedhof bei der Kirche nicht mehr aus, um die große Zahl der Leichen, die täglich zu bestatten war, zu beerdigen. Der Gottesacker mußte verlegt werden.

Daß auch an andern Orten die Friedhöfe nicht mehr zur Aufnahme der Opfer ausreichten, geht aus dem Gräberfund von Trimmis hervor, wobei im Jahre 1954 in der Nähe der St. Carpophorus-Kirche ein Gräberfeld mit einem Dutzend Pestleichen beim Aushub eines Mauerfundamentes festgestellt wurde.

Mit besonderer Hartnäckigkeit traten die Seuchenzüge zur Zeit der Bündnerwirren auf. Während der Besetzung der Herrschaft und der Stadt Chur durch Baldiron lagen vor Maienfeld 3000 österreichische Landsknechte. Unter diesen brach eine Seuche aus, die als die «ungarische Krankheit» bezeichnet wurde. Im Verlauf weniger Wochen blieben von der regimentsstarken Besatzung bloß 400 Mann zurück. Die übrigen hatte die Seuche weggerafft. Die Sterblichkeit war so groß, daß die Leichen mehrere Tage lang an den Straßen oder auf offenem Feld unbestattet liegen blieben. Daß unter derartigen Zuständen auch die Ortsbevölkerung von der Pest befallen wurde, ist nicht zu verwundern.

Nach einer kurzen Erholungspause von nur 7 Jahren brach die sog. Beulenpest im Sommer 1629 aus. Sie soll sich von Grösch aus verbreitet haben. Das Maienfelder Kirchenbuch führt die Namen von 120 Personen auf, die im Zeitraum bis Februar 1630 in Maienfeld von der Pest dahingerafft und kirchlich bestattet wurden.

Anhorn berichtet, daß er in Fläsch allein 88 Personen, die er am Krankenlager betreut und getröstet hatte, zu Grabe begleiten mußte.

Es ist selbstverständlich, daß unter derartigen Voraussetzungen sich jedermann bedroht fühlte. Viele Einzelpersonen, ja ganze Familien suchten sich vor dem Würgengel durch die Flucht auf Einzelhöfe, in die Berggüter, sogar in die Alpen von Stürvis zu retten, wo mehrere dieser Pestflüchtlinge aber von der Seuche ereilt und dahingerafft wurden. Die Zahl der außerhalb der Stadtgrenze Maienfelds an der Pest Gestorbenen betrug allein 40 Personen.

Daß aber nicht bloß die Herrschaft allein von der Pest in so furchtbarer Weise heimgesucht wurde, beweisen die Aufzeichnungen in allen übrigen Talschaften der Drei Bünde. Emil Camenisch berichtet in seiner Reformationsgeschichte, daß in Bünden der vierte Teil der Gesamtbevölkerung, nämlich 22 000 Menschen, der Pest während den Bündnerwirren zum Opfer gefallen waren. Einzelne Weiler und Höfe wurden vollständig entvölkert, so die Walsersiedlungen Stürvis hinterem Vilan, Schall im Domleschg und andere mehr. Aus einer Prättigauer Gemeinde wird erzählt, daß der in einer Alp bereitstehende Sommernutzen eines Senntumsgenossen im Laufe einer Nacht zufolge Ablebens der Verwandten über den normalen Erbgang siebenmal den Besitzer gewechselt habe.

Der Seuchenzug der Jahre 1629/30 war wohl deswegen so vernichtend und hartnäckig, weil durch die vorausgehenden Kriegs- und Elendsjahre die Volksgesundheit im allgemeinen durch Hunger, ungenügende Wohnverhältnisse, mangelhafte Bekleidung und andere Übelstände empfindlich geschwächt worden war. Der sich daraus ergebende Zustand bildete einen äußerst günstigen Nährboden in dem allgemein geschwächten Volkskörper, worin seuchenartige Krankheiten, ohne Widerstand zu finden, sich entwickeln konnten.

Glücklicherweise verschwanden mit dem Abnehmen der Kriegereignisse um die Mitte des 17. Jahrhunderts auch die Seuchenzüge, die als Pest in der Erinnerung der Bevölkerung sich unauslöschbar eingepägt haben.

*

Eine andere Seuche, die wahrscheinlich auch während der Pestzeiten aufgetreten ist, der man aber nicht die gleiche Bedeutung beimaß wie den verschiedenen Pestarten, sind die Pocken, im Volksmund «Blattern» genannt. Auch diese Volkskrankheit mit ihrem epidemischen Charakter war sicher zu allen Zeiten eine gefährliche Seuche, die sich nach verschiedenen Richtungen hin sehr verhängnisvoll auswirken konnte. Hierüber berichten Aufzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert in dem damals verbreiteten Wochenblatt «Der Sammler» für Bünden, deren Herausgeber die Ökonomische Gesellschaft war. Dr. Scherz, ein praktizierender Arzt aus Bischofszell, der in engerem Kontakt mit Dr. J. G.

Amstein war, hatte eine Abhandlung über die Pocken herausgegeben. Im «Sammler» erschienen nun einige begleitende Gedanken folgenden Wortlautes:

«1. Die Pocken sind bei uns eine allgemeine Krankheit, für die jeder sehr empfänglich ist und gegen die er durch einmaliges Überstehen für sein ganzes Leben absolut geschützt ist. Am besten ist derjenige daran, der durch Überstehen der Pocken in der Kindheit von Furcht für das weitere Leben befreit wird.

2. Die Mortalität der Pocken ist groß. Oft lassen sie schwere Schäden der Sinnesorgane und der Gliedmaßen zurück und zerstören den Frauenzimmern die schöne glatte Haut.

3. Die Pocken, künstlich auf den Menschen übertragen, nehmen einen viel gelinderen Verlauf, weil sie den Körper nicht unvorbereitet überfallen, da wir es in der Hand haben, die günstigste Zeit, das richtige Alter auszuwählen und den Körper durch geeignete Maßregeln in einen Zustand erhöhter Widerstandskraft zu versetzen.

4. Die künstlichen Pocken sind auch weniger gefährlich, weil sie von Anfang an ärztlich behandelt werden, da die Diagnose absolut feststeht, während die natürlichen im Anfang oft verkannt werden und ärztliche Hilfe zu spät angerufen wird.

5. Die Erfahrung lehrt, daß nicht 1 % der Geimpften «verunglückt», während die Letalität bei Ungeimpften 10 % beträgt, eine Tatsache, die merkwürdigerweise sogar von den Impfgegnern zugegeben wird.

6. Bei den an Pocken einmal krank Gewesenen fällt die Impfung negativ aus.

7. Die Geimpften dürfen sich jeder Ansteckung so sicher preisgeben, wie wenn sie die echten Blattern überstanden hätten.»

Wir wundern uns heute, wie vor bald zweihundert Jahren ein praktischer Arzt nur auf Grund seiner persönlichen Erfahrung und seines persönlichen Studiums allein dermaßen sichere Wege zur Bekämpfung einer Volkskrankheit fand und wie dieser Einzelne den Kampf gegen wissenschaftliche Impfgegner und gegen einen Wall von Vorurteilen mutig durchfocht.

Dr. Scherz fand anderseits im Kreis vieler Berufskollegen volles Verständ-

nis und Unterstützung. Einer dieser Befürworter war Dr. J. G. Amstein, der im Philanthropin Martin Plantas in Haldenstein und später in Marschlins als Arzt und Lehrer angestellt war und Gelegenheit hatte, Dr. Scherz' Erkenntnisse und Erfahrungen an den Zöglingen der Anstalt mit Erfolg anzuwenden. Dr. Amstein benützte ferner auch seine Stellung als Schriftleiter am «Sammler», um darin für das Impfverfahren um Verständnis zu werben. Dort schrieb er unter anderem: «Von mehr als hundert Kindern, die ich selbst geimpft habe, starb während der sehr heftigen, anno 1789/90 stark verbreiteten Pockenepidemie kein einziges.»

Mit der prophylaktischen Bekämpfung der Blattern befaßte sich auch beinahe zu gleicher Zeit der aus Chiavenna stammende Arzt Lavizzari. Dieser stand in engen Beziehungen mit Hyronimus von Salis-Seewis und fand in diesem einflußreichen Mann einen warmen Befürworter des Impfgedankens. Salis ließ während eines Seuchenzuges seine eigenen Kinder durch künstliche Übertragung der Pocken (Variolation) durch Lavizzari mit vollem Erfolg behandeln. Dieser wendete zwar ein abweichendes Verfahren an.

Trotz der sichtbaren Impferfolge und trotz der latenten Seuchengefahr im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts ging es mit der die Seuche abwehrenden Variolation nicht vorwärts. Die aus der Tradition herausgewachsene Ablehnung gegen das Impfen wurde zudem noch durch die Kirche teilweise geschürt, indem geltend gemacht wurde, die künstliche Hervorrufung der Blattern sei ein Eingriff in das Walten der Natur und der göttlichen Ordnung.

Man muß sich auch die Frage stellen, warum der Staat nicht von sich aus Maßnahmen ergriff, um durch geeignete Gesetzgebung über das Gesundheitswesen der dauernden Seuchengefahr zu begegnen. Tatsächlich bestanden keinerlei gesetzliche Grundlagen für das sanitätspolizeiliche Eingreifen der Bundesbehörde. Erst gegen Ende des damaligen Regimes wurde durch den Bundestag ein dreigliedriger Sanitätsrat ernannt, der sich aus den Vertretern der Drei Bünde zusammensetzte. Es wurden ihm aber keinerlei Kompetenzen eingeräumt. Er sollte erst in Funktion treten, wenn eine ernste Seuchengefahr dazu Veranlassung bot.

Auch nach der Jahrhundertwende kamen die Pocken nicht zum Erlöschen. An verschiedenen Orten hat die Seuche endemischen Charakter angenommen und war von zahlreichen Todesfällen begleitet.

In Chur praktizierte damals Dr. Raschèr, ein sehr angesehener Arzt, der sich mit Umsicht und Energie für die Abwehr der Seuche durch die Impfung einsetzte. Aber auch seine Initiative zeitigte vorerst keinen positiven Erfolg. Da war es Zunftmeister Capeller, ein einflußreicher Bürger, der mit dem guten Beispiel voranging und seine Kinder durch Dr. Raschèr mit vollem Erfolg impfen ließ. Dabei blieb aber Raschèr nicht stehen. Er kaufte auf eigene Rechnung flüssigen, gesunden Impfstoff in Frankfurt a. M., verteilte davon an 20 angesehene Männer im ganzen Kantonsgebiet mit der Bitte, sich für das Impfen einzusetzen und dasselbe nach praktischer Anleitung in der Umgegend selbst vorzunehmen, um damit den weiten Weg nach Chur den Impfwilligen zu ersparen. Raschèr hatte sichtbaren Erfolg. Vor allem wurde das Verständnis für die Notwendigkeit der Impfung nach allen Richtungen hin weiter getragen. Die Bevölkerung des Schams ließ einen großen Teil der Kinder in den Jahren 1800/01 durch Dr. Andreas Bernhard impfen. Auch in Thusis und im Domleschg folgte man diesem Beispiel. Im Albulatal und in der Landschaft Davos hat Bernhard im folgenden Jahr 800 Impfungen vorgenommen. Aber alle diese prophylaktischen Vorkehrungen hatten bis dahin noch vollständig privaten Charakter ohne jegliche Beteiligung der Behörden.

Der Umstand, daß im ganzen Engadin und im Münstertal, wo geimpft wurde, die gefürchtete Seuche, die zu jener Zeit im Tirol wütete und z. B. in Taufers 50 und in der kleinen Gemeinde Prada gar 73 Kinder daharraffte, keine Erkrankungen eintraten, schien den Gegnern allmählich doch die Augen zu öffnen.

Der inzwischen konstituierte Große Rat bewilligte auf Antrag der Regierung dem Sanitätsrat gewisse Kredite und Vollmachten, um bei eintretenden Epidemien handeln zu können. Die bereits vorgesehenen Maßnahmen dieser Behörde wurden vom kantonalen Parlament gutgeheißen, womit auch der Weg zur Verhütung und Bekämpfung von Seuchenkrankheiten geebnet war. Die nun handlungsfähige

Sanitätsbehörde unterbreitete der Regierung fünf Postulate folgenden Inhaltes:

1. Es soll dafür gesorgt werden, daß das ganze Jahr hindurch am einen oder andern Ort frischer Impfstoff zu haben ist.

2. Jährlich im Frühling sind auf Kosten des Staates allgemeine Impfungen abwechselnd zu veranstalten.

3. Sobald die Kinderpocken an irgendeinem Orte sich zeigen, sollen gleich am Anfang der Epidemie alle der Ansteckungsgefahr fähigen Subjekte geimpft werden.

4. Die Impfung ist durch kleine Prämien zu fördern.

5. Die Verbreitung der Pocken ist durch Polizeimaßregeln, wie bei anderen Krankheiten, zu verhindern.

Wenn durch die erlassenen Verfügungen auch noch kein Impfwang eingeführt wurde, so erkannte man doch die Tendenz der Behörden, sich ernsthaft mit der Blatternbekämpfung zu befassen. Der Schritt zur staatlichen Schutzimpfung wurde dann im Jahre 1822 getan, womit die obligatorische Variolation auf kantonalem Boden gesetzmäßige Regelung erfuhr. Damit trat schon in den zwanziger Jahren eine merkliche Erleichterung und sichtbare Verminderung der Seuchenfälle ein, was durch die nachstehenden Gegenüberstellungen hervorgeht, die sich auf Chur beziehen.

Im Jahre 1796 hatte Chur bei einer Einwohnerzahl von 2500 70 Pockenfälle mit 2,6 % Mortalität.

Im Jahre 1828 betrug die Einwohnerzahl zirka 4000 Personen, und es wurden nur mehr 3 Blatternkrankungen festgestellt, wobei die Sterblichkeit bloß 0,075 % ausmachte. Trotz dieser günstigen Entwicklung stellten sich aber immer wieder sporadisch Seuchenfälle ein. So erkrankten im Winter 1870/71 in der offenbar durch französische Internierte eingeschleppte Epidemie 79 Personen, wobei pro Woche durchschnittlich 10 neue Fälle registriert wurden. Die 8 Todesfälle entfielen alle auf Ungeimpfte.

Der letzte Seuchenzug trat in den Jahren 1912/13 ein und entwickelte sich hauptsächlich in den Gemeinden Zizers, Igis, Malans und Davos. Nach den Feststellungen des damaligen Bezirksarztes, Dr. Rud. Jecklin, befand sich der Herd der Seuche in den Papierfabriken Landquart, wo die Krank-

heitserreger vermutlich beim Hadernsortieren auf eine Arbeiterin übertragen wurden.

*

Zur Vervollständigung der vorstehenden Ausführungen über epidemische Krankheiten in der Vergangenheit unserer engeren Heimat mögen noch einige Angaben über die Cholera und das Nervenfieber oder Typhus beigelegt werden.

Die Cholera ist eine asiatische Krankheit, die fast ausschließlich in den tropischen Breiten von Indien als verheerende Seuche seit Jahrhunderten immer wieder aufgetreten ist. Den Karawanen- und den Schifffahrtswegen folgend, hat sie sich strahlenmäßig nach allen Nachbarländern ausgebreitet und hat zu verschiedenen Zeiten noch im letztvergangenen Jahrhundert verheerende Epidemien ausgelöst. Im besondern geschah es in den sechziger Jahren in größeren Städten Deutschlands und Englands, wo es mit

den Trinkwasserverhältnissen schlecht bestellt war. Die Schweiz wurde von solchen Epidemien glücklicherweise, mit Ausnahme von unbedeutenderen Einzelfällen, nicht betroffen.

Hingegen schien der Typhus auch in unseren engeren Grenzen immer wieder seine Opfer geholt zu haben. In den Kirchenbüchern findet man in den Registern der Todesfälle sehr oft als Ursache des Ablebens einzelner Personen den Vermerk «Nervenfieber». Da diese Eintragungen nach kurzen Intervallen in der gleichen Ortschaft bei Personen verschiedenen Alters zu finden sind, kann es sich nur um epidemische Erkrankungen gehandelt haben, die statt mit Typhus mit Nervenfieber bezeichnet wurden.

Die verheerenden Grippeepidemien am Ende des ersten Weltkrieges und während der zwanziger Jahre liegen uns Gegenwärtigen noch dermaßen frisch in Erinnerung, daß sie hier in diesem Zusammenhang nicht besonders erwähnt werden müssen.

Bündner Kirchengesangbücher aus dem Reformations-Jahrhundert

Von Pfr. Markus Jenny

Kein Mensch weiß, wann in den einzelnen evangelischen Gemeinden des Bündnerlandes der Kirchengesang eingeführt worden ist. Selbst in der Kirchengeschichte der Stadt Chur fehlt ein entsprechendes Dokument, wie wir es beispielsweise in den Berichten der St. Galler Chronisten über das erste Singen eines evangelischen Gemeindeliedes im dortigen Gottesdienst (1529) kennen. Das älteste direkte Dokument über den evangelischen Kirchengesang in Graubünden, das mir bekannt geworden ist, ist der Bericht über den ersten Gottesdienst im neubauten Kirchlein von *Mastrils* am Stephanstag 1614, wo zu Beginn ein alter Weihnachtshymnus in der von den Konstanzer Reformatoren verbreiteten deutschen Fassung (*Lond uns von Herzen singen all*) und zum Schluß Luthers *Nun freut euch lieben Christen gmein* gesungen wurde. Weitere derartige Quellen werden beim Fortschreiten der kirchengeschichtlichen Erforschung unseres Landes ohne Zweifel noch ans Licht treten.

Daneben haben wir aber noch eine indirekte Quelle, auf die mehr, als dies bisher üblich war, geachtet werden sollte. Das sind die *Gesangbücher* selbst. Denn ohne sie ist ja der Gemeindegottesdienst kaum denkbar. Wenn schon im 16. Jahrhundert noch längst nicht alle Gottesdienstbesucher lesen konnten, so wäre doch ein Aufkommen des gemeinsamen gottesdienstlichen Singens ohne schriftliche Unterlagen kaum möglich gewesen. Die Schüler zumal, die mindestens in der Stadt, wie das etwa für St. Gallen überliefert ist, den Gesang im Gottesdienst der Erwachsenen ein- und anführten, hatten zum Erlernen dieser Lieder ohne Zweifel gedruckte Gesangbüchlein oder Liedblätter.

Chiampells Tat

Ein einziges ausdrücklich für Graubünden bestimmtes und gedrucktes evangelisches Kirchengesangbuch ist im 16. Jahrhundert erschienen. Es ist